„Wer spricht von Paraguay? Argentinien ist das Paradies der Siedler. Zwei Ernten jedes Jahr! Bloß tausend Mark das Landgrundstück, tausend die Ueberfahrt, 2000 für Anschaffungen — —“

„Harradauer hat doch gar keine 4000 Mark!“

„Aber ich, acht.“

„Marianne!“ Es war ein Schrei, aus dem Wissen klang; Marianne brauchte nichts mehr zu erklären. Harradauer hatte sie und ihr Geld erobert. — —

Wie in Bennos Gemüt, so sah es auch am Himmel aus, während er mit dem Vorortzug nach seinem Heimgarten mit dem winzigen Wochenendhäuschen fuhr. Schwarze Wolken mit schmutziggrauem, kupfrigem Rand verkündeten Schreckliches. Und es kam. Taubeneiergroß prasselte der Hagel; nur wenige Minuten lang, dann waren Wiesen und Felder wie niedergewalzt.

Erschüttert entstieg der künftige Siedler dem Zuge. Die Sonne hatte sich wieder hervorgewagt, ein Regenbogen stand friedlich einend über den verwüsteten Kleingärten. Wer gerade draußen war, besah jammernd seine Verluste. Die Kinder des Nachbars liefen Benno entgegen, und die Aelteste, die goldblondzöpfige Lisbeth, tröstete jubelnd: „Ihre Erdbeeren sind gerettet! Als Vater das Wetter kommen sah und schütte, was zu schütten ging, da sind wir über Ihren Zaun gestiegen, haben Ziegelsteine an den Ecken des Beetes geschichtet und Bretter darübergelegt — es ist ihnen nichts geschehen.“

Gerührt sah Benno auf den Rettungsbau, gerührt auf die vorsorgliche Vierzehnjährige. „Die Erdbeeren gehören Euch, Kinder: ich ernte nicht mehr. Schon morgen reise ich ab.“ Da zuckte es weinerlich um Lisbeths Mund, als ob sie noch ein kleines Mädchen wäre.

„Sie machen also Ernst mit Ihrem Siedlungsplan?“ fragte ihr Vater. „Werden zum Bauern, Sie, ein studierter Herr?“

„Ein Studierter, der mit seinem Studium keinen Verdienst finden kann.“ — —

Jahre waren dahingeflogen, Jahre unverdrossener, harter Arbeit, Jahre der Enttäuschung und Jahre des Segens. Da bekam der nunmehrige Eigentümer der früheren Siedlungsnummer B 27 einen Brief mit südamerikanischen Marken beklebt. „... und jetzt bin ich Witwe“, hieß es darin, „habe verzweiflungsvolle Sehnsucht nach der deutschen Heimat; aber nicht einmal mehr das Reisegeld dahin ist vorhanden. Mißernten, Viehsterben und Betrüger haben uns fast um alles gebracht, und ich muß zusehen, wie ich meinem einzigen Jungen wenigstens noch das Letzte erhalten kann.“

Schon vier Wochen später flog in den Rancho der einsamen Estancia ein Brief mit der so verlangten Anschrift: „An Señora Carlos Rehuadarra“ (die Umkehrung des biederen Harradauer, die spanisch klingen sollte). Mit Herzklopfen öffnete die Empfängerin den Brief. Eine in Seidenpapier gehüllte Photographie fiel zu Boden — „Sein Bild?“ — Banknoten knisterten — „Das Reisegeld! Ja, Benno, so wie Du hat mich keiner je geliebt.“

Sie las: „... nur um Dir ein wenig unter die Arme zu greifen. Und wie es mir geht? Das siehst Du aus dem glücklichen Familienbilde. Kennst Du sie wieder, die Mutter meiner Kinder? Meines damaligen Gartennachbars goldblondzöpfige Lisbeth.“

Parole Leuthen

Historische Skizze von Kurt A. St. Jentkiewicz

„Das sind die Nächte, in denen der König nicht schlafen kann“, hatte der Oberst Lestoque gesagt. „Passen Sie auf, Beversdorf, wenn Sie die Ronde gehen.“

Und der kleine Leutnant von Beversdorf vom Regiment Gens d'armes paßte auf.

„Parole?“ — „Leuthen!“

Starr wie ein Steinbild stand der Posten vor dem verwaisten Stadtschloß. Beversdorf grüßte und ging weiter. Es klirrte, wenn der Pallasch auf die Potsdamer Katzenköpfe stieß, und die großen, silbernen Sporen sangen ein sehnsuchtsvolles Lied von Reiten, Kämpfen und Siegen ... Parole: Leuthen!

In jener Schlacht fiel der Vater. Den Sieg hatte er noch erlebt, ehe der Wundbrand eintrat. Der König hatte der Mutter geschrieben, derselbe König, der heute ein alter, mürrischer Mann ist und nächtens durch den weiten Park von Sanssouci stapft, schmerzgeplagt, krumm und schwer auf den Stock gestützt, aber noch stark genug, die Wachen zu kontrollieren und die Offiziere von der Ronde zu erschrecken. Auch stark genug, um mit der dünnen, zitterigen Handschrift hart und unerbittlich sein „Soll warten!“ unter das Heiratsgesuch des kleinen Leutnants von Beversdorf zu setzen ...

Ausgerichtet wie Soldaten standen die Büsche an der breiten Mittelpromenade und dazwischen schimmerte weiß der Marmor anmutiger Gruppen. Der Leutnant sah sie nicht. Seine Augen waren starr in das blaue Halbdunkel gerichtet, das die Nacht erfüllte. Er war im Dienst; er ging die Ronde. Aber denken konnte er und mit den Zähnen knirschen.

„Soll warten!“ hatte der König geschrieben. Der alte, müde, versteinerte Mann, der so einsam geworden ist, daß ihm alles Menschliche fremd wurde.

Und Beatrix ...? Teufel —, nach den Frühjahrsmanövern würde er befördert werden; dann wollte man heiraten. Groß-Krampen brauchte einen Herrn.

Da teilten sich die Haselnußbüsche, ein silbergestickter Stern gleiste auf einer schmalen Brust, die roten Aufschläge leuchteten: Der König.

„Leutnant von Beversdorf vom Regiment Gens d'armes auf der Ronde!“ Mit gespreizten Beinen, den Pallasch an der Körper herangezogen, den betreßten Hut von sich gestreckt, stand der Leutnant vor der kleinen Greisengestalt.

„Parole?“ fragte eine dünne Stimme.

„Leuthen, Euer Majestät!“

„Er war ein Junge ... damals. Aber ein Beversdorf war auch dabei. Sein Vater?“

„Zu Befehl, Euer Majestät!“

„Komm er her. So ...“, der König schob seinen dünnen Arm in den des jungen Offiziers. Er atmete schwer. „Sein Vater fiel ... ja, — aber jetzt hat ein Beversdorf etwas von mir haben wollen. Erinnere mich, irgendein Gesuch. Weiß Er was davon?“

„Ich bat Euer Majestät um die Erlaubnis, heiraten zu dürfen.“

„Wen?“

„Fräulein Beatrix von Camptz.“

„Und was bekam Er zur Antwort?“

„Soll warten!“

Ein Krückstock stieß taktmäßig auf den Boden, Sporen sangen, und ein Pallasch klirrte. Sonst war es still und dunkel im Park von Sanssouci. Der große König hing schwer am Arm des kleinen Leutnants. Er schwieg, und sein Atem pfiff.

„Er ist jung, Beversdorf, Er kann warten. Sein König hat auch warten müssen. Muß jetzt noch warten. Jede Nacht, wenn der Frühling sich meldet, wartet Sein König auf den Morgen. Ach —“, der Greis ließ sich auf eine Bank fallen. „Setz Er sich zu mir. Näher ... es ist kühl.“

Ein alter, einsamer Mann mit einer knisternden Stimme. Ein Mensch, der sich selbst überlebte, der kein Mensch mehr ist, der kein Herz mehr hat, in dem Alles starb, nur das Eine nicht: Seine Pflicht, sein Preußen. Das denkt Beversdorf.

„Ich bin alt“, sagte der König, und es ist, als spräche er zu sich selbst. „Fast leer ist mein Stundenglas, die Lebensräder sind abgeschliffen. Alle starben — alle. Nur ich nicht, denn ich bin Preußen.“ Er schwieg. Der König gab sich einen Ruck, die kleine, zusammengesunkene Gestalt straffte sich. „War ... Preußen, war ich. Ich werde sterben, wie alle starben, aber Preußen soll leben!“ Er faßte den kleinen Leutnant am Bandelier. „Preußen soll leben, Beversdorf. Ich war es, Ihr sollt es sein. Heirat' Er ... Er ist jung, nur Alte können warten, heirat' Er!“ Fast klingt es wie ein Befehl.

Brüsk erhob sich der König. Grußlos ging er davon. Der Kies knirschte unter seinen Füßen. „Preußen soll leben, Beversdorf!“ Dann hatte ihn die Nacht geschluckt.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 97 | **15. November 1932** | **6. Jahrgang**

Ein Schuss fiel ---

Roman von Hermann Hilgendorff

Copyright by Carl Druckner Verlag, Berlin W. 62

13. Fortsetzung

„Und was willst du nun tun? Willst du zum englischen Konsul gehen und die Sache anzeigen?“

Wilhelm Schrötter wurde unruhig.

„Du weißt, ich lebe so, daß ich keinen Wert auf diese Art staatlicher Institutionen lege, habe ja auch die gesamten Papiere an den Kerl verkauft ... Man wird mir nicht glauben ...“

„Man würde dein Bild dann auch überall veröffentlichen,“ sagte Tom Multon ein wenig ironisch.

Schrötter bekam einen roten Kopf und knurrte:

„Lege keinen Wert auf die Oeffentlichkeit.“

Tom Multon kannte einen ganzen Haufen Gründe, warum Wilhelm Schrötter keinen Wert auf die Oeffentlichkeit legte.

Seine eigene Bescheidenheit flößte ihm dieselben Empfindungen ein. Außerdem ... gab es Leute mit verdammt gutem Physiognomiegedächtnis.

„Wie denkst du dir nun die Sache ...?“

„Wir werden dem Kerl das Vermögen des Lords abjagen müssen.“

„Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit?“ fragte Tom Multon.

„Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit!“ sagte Wilhelm. „Du würdest dich gut zum Oberhaupt einer englischen Adelsfamilie eignen ...“ spöttelte Multon.

„Ich lege keinen Wert auf vornehmen Verkehr ...“ sagte Wilhelm Schrötter ...“ Ich weiß, wer ich bin ...“

Tom Multon dachte daran, daß mehrere Polizeipräsidien das auch sehr genau wußten.

Aber wird dein Doppelgänger nicht für dich büßen müssen ... es gibt einige Leute, die auf Wilhelm Schrötter nicht gut zu sprechen sind ...

„Sie können ihm nichts nachweisen, denn er hat ja keine Aehnlichkeit mit mir ...“

„Warum mag er die Papiere von dir gekauft haben ...?

„Wird selbst etwas auf dem Kerbholz haben! Er wird darum kein großes Geschrei machen, wenn wir ihm über den Hals kommen, er wird auch für den Ausschluß der Oeffentlichkeit sein ...“

Tom Multons Gesicht wurde immer heiterer.

Hier war ein großes Spiel, da mußte man mittun. Das war besser als zehn Geldschränke knacken ...

„Wenn er sich nun weigert, das Geld heraus zu geben?“

Ein böses Lachen verzerrte das Gesicht Wilhelm Schrötters.

„Ich entsinne mich an einige Leute, die es sehr bedauert haben, unsere Wünsche nicht erfüllt zu haben. Entsinnst du dich an Tobis Rutherston? ...

Tom Multon griente.

„Ich entsinne mich, er starb in einem Krüppelheim ...“

„... und war solch kräftiger Bursche ... das heißt vorher ... ehe wir mit ihm sprachen ...“

Wilhelm Schrötter lachte roh.

„... und entsinnst du dich des Sheriffs Gordon in Idaha. Er war ein kluger Mann und nicht auf den Kopf gefallen ... als wir ihn verließen, konnte das keiner mehr behaupten ...“

„Auch nie wieder ...“ bestätigte Multon.

Nach einer Weile sagte Wilhelm Schrötter.

„Er muß das ganze Vermögen flüssig machen und uns geben, ...“ großmütig fügte er hinzu: „Familienoberhaupt kann er bleiben.“

„Das ganze Vermögen und übergeben ... wir werden ihn dazu zwingen ...“

Tom Multon fragte nicht einmal, wieviel auf sein Anteil bei diesem Geschäft käme.

Aber Tom Multon hatte einen Plan. Und nach diesem Plan war sein Anteil sehr groß und das Anteil Wilhelm Schrötters ließ sich nicht in Zahlen ausdrücken.

Wilhelm Schrötter fuhr fort.

„Es war für dich direkt ein Glücksfall, daß du mich heute trafst, Tom ....!“

Tom Multon lächelte ein wenig.

„Für dich war es auch kein Unglück, denn für dies Unternehmen brauchst du Geld. Wir müssen hinter ihm herfahren. Uebrigens: hast du andere Papiere? ...“

„Nein ....!“

„Kostet auch Geld ... müssen neue besorgen, auch für mich ... habe nach dem Abenteuer mit Schimanski auch Interesse nach einem neuen Namen .. Uebermorgen fährt ein Schiff von Rotterdam, das werden wir nehmen und ...“

Er lächelte.

„. . . ich möchte nicht in der Haut des Millionenerben stecken. Ich habe das Gefühl, er wird nicht alt."

„Es ist immer ein großes Leichenbegängnis, wenn ein Millionär stirbt!" sagte Wilhelm Schrötter ernst.

Der Schlafende am Nebentisch fragte sich in diesem Augenblick „es fragt sich nur, wer im Sarge liegt!" . . . . .

Der Schlafende war kein Schlafender.

Er war ein ausgezeichneter Schauspieler und spielte seine Rolle meist in tragenden Kriminalstücken. Die Rolle des Kommissars, der zum Schluß dem Verbrecher die Ketten anlegt.

Er kam zu diesem Schluß seiner Gedanken, weil er den Blick gesehen hatte, mit dem Tom Multon den Lord Wilhelm Schrötter angesehen hatte.

Als die beiden Matrosen das Lokal verlassen hatten, traf es sich, daß zufällig der Schauspieler denselben Weg hatte, wie die beiden.

Sie bemerkten es nicht.

Sie bemerkten auch nicht, daß er in demselben Logierhaus abstieg.

Aber am Abend stieß dieser unerbittliche Verfolger einen Ruf des Erstaunens aus.

„Er hatte in der Illustrierten Zeitschrift das Bild des Matrosen gefunden, der so plötzlich Millionär geworden war.

Er stieß einen leisen Pfiff aus.

Er hatte den Mann erkannt, der die Papiere Wilhelm Schrötters gekauft hatte.

„Ah, ist es möglich? . . . Nein, in diesen Kleidern hätte ich den Mann nicht vermutet . . ."

Er sann eine Weile vor sich hin.

Jetzt war ihm klar, warum er trotz eifrigen Forschens diesen Mann nicht hätte entdecken können.

„Er ist sehr in die Tiefe gestiegen . . ." lächelte er . . . „aber ein seltsames Schicksal hat ihn wieder in die Höhe geworfen . . . und bald in meine . . . Hände . . . ."

Er holte ein paar Schellen aus der Tasche.

„Die werden nicht genügen . . . ich brauche drei Paar . . . . ja, drei Paar . . . Vielleicht nur zwei, wenn inzwischen ein Revolver geknallt hat . . . vielleicht geht er zufällig los . . . vielleicht absichtlich. . . ."

So dunkel der Sinn seiner Worte schien, so sehr schienen sie ihn zu befriedigen, denn mit einem triumphierenden Lächeln legte er sich an diesem Abend nieder.

Ja. Kommissar Trelle war lange nicht so zufrieden zu Bett gegangen wie heute.

•

Diese Nacht war furchtbar für Lady Windermeere gewesen.

Schreckliche Träume waren aufgestanden und hatten sie mit Entsetzen erfüllt. Furchtbare Ahnungen hatten sie gepeinigt. Ahnungen . . . von denen sie wußte, daß sie Wirklichkeit werden würden . . . werden müßten . . . In schweren Träumen kämpfte sie selbst in dieser Nacht mit Vater und Bruder. Sie ahnte, daß diese beiden die einzige Rettung der Familie Windermeere darin erblicken würden, daß sie den Erben des Vermögens heiratete . . .

Ah, ihr Onkel hatte nur zu richtig kalkuliert, er kannte genau die Gewissenlosigkeit dieser beiden. Und sie würde das Opfer sein . . . sie allein . . .

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr sie aus ihren Träumen, die Eleganz ihrer Kabine bedrückte sie plötzlich schwer, dies breite niedrige Bett . . . ein Gedicht aus Seide goldglänzendem Metall, schweren Daunenpfühlen und kostbaren Spitzen . . .

Sie fühlte alles . . . . . sie schlief darin, ohne den geringsten Anspruch darauf zu haben . . .

Wer bezahlte jetzt die Passage???

Er . . . er . . . Wilhelm Schrötter, der Mann, den sie haßte.

Sie selbst war . . . Nichts . . . ein vermögenloses Mädchen . . . bei ihrem Onkel hatte sie wenigstens noch eine Pflicht zu erfüllen gehabt . . . einen Beruf ausgeübt . . . Und sie mußte sich selbst sagen . . . leicht war dieser Posten nicht gewesen. Sie hatte schwer gedient . . . mit Leib und Seele.

Aber jetzt? . . .

Ah, sie war jetzt ein Spielzeug in der Hand Wilhelm Schrötters. Abhängig von ihm. Auf seine Gnade angewiesen . . . sie und ihre Familie.

Sie sprang auf und ging mit schnellen Schritten durch den eleganten Raum.

Breite Kristallspiegel reflektierten das Licht, das aus der wunderbaren Deckenbeleuchtung herunter floß.

Ihre in seidenen Pantöffelchen steckenden Füße schritten über die schweren Perser, mit denen der Boden dieser Luxuskabine bedeckt war. Jäh und plötzlich blieb sie vor einem dieser breiten Spiegel stehen, die von der Decke bis zum Boden reichten.

Sie sah sich selbst . . .

Schlank und rank stand sie da, in ihrem lilaseidenen Pyama.

Es war seltsam, daß ihr erst heute und in diesem Augenblick klar wurde, wie schön sie war . . .

Ihr schmales Gesicht, und die zarte Röte, die auf ihren Wangen lag, hob die Zartheit noch mehr. In seltsamen Kontrast blickten aus diesem hellen Gesicht tiefdunkle Augen. Groß . . . fast träumerisch . . . von seltener Tiefe . . .

„Ich bin schön . . .", flüsterte Violet fast staunend, einen Augenblick schien es ihr, als betrachte sie eine Fremde im Spiegel. Sie sah scharf und kritisch . . . aber das Bild blieb . . .

„Sie war schön . . . wunderschön . . .

Aber brennend und beschämend sprang sie plötzlich der Gedanke an . . . . „Dies alles wird er kaufen . . . . mit dem Gelde meines Onkels."

Sie ballte die Fäuste und drohte ihrem Spiegelbild.

„Wäre ich doch häßlich, häßlich wie die Nacht, dann würde er mich nicht kaufen wollen . . . und . . . und . . . meine Familie würde keinen Kaufpreis für mich erhalten.

Sie dachte an den Kuß.

Hatte er nicht schon mit dem Kauf begonnen?

Und würde es nicht so weitergehen . . .? . . . immer weiter . . . bis . . . bis . . . Sie mochte den Gedanken nicht zu Ende denken und schlug die Hände vor das Gesicht.

Oh, darum hatte er es so eilig gehabt, das Geld ihres Onkels in seine Hand zu bekommen.

Was hatte er gesagt . . .?

„Her mit dem Zaster . . .?"

Wie hart . . . wie brutal . . . wie gemein . . .

Wieder riß sie die Erregung hoch . . . sie lief durch den Raum hin und her. . . . und her und hin . . .

Aber plötzlich blieb sie mit einem Ruf des Erstaunens vor einem kleinen Tischchen stehen, das sie bisher nicht bemerkt hatte.

Auf diesem Tischchen stand eine Kassette.

Dieselbe Kassette, in der sie das Geld, das Scheckbuch und die Wertpapiere ihres Onkels aufbewahrt hatte.

Die Kassette also hatte dieser Wilhelm Schrötter zurückgelassen . . .

Leer!

Bah!

Er war jetzt der Herr . . . sie die Sklavin . . .

Sie und die ganze Familie Windermeere . ..

Mit einer ärgerlichen Bewegung stieß sie nach der Kassette, Klirrend fiel die Kassette auf den Boden . . . klingend rollten englische Pfunde über den Boden . . . Papiere raschelten.

Aufgeblättert lag das Scheckbuch auf dem Boden . . .

Voll Erstaunen griff Violet danach.

Da lag der ganze Inhalt der Kassette, wie er gewesen war . . .

Nichts fehlte . . . .!

Das Scheckbuch . . . das Geld . . . die Papiere . . . .

Wilhelm Schrötter hatte nichts angerührt.

Lady Windermeeres Lippen zitterten.

Warum hatte er nichts genommen? Es war jetzt doch sein Geld?

Wie war denn das gewesen . . .?

Sie war in Ohnmacht gefallen, er hatte sie auf das Sofa gelegt.

Und dann . . . und dann . . .?

Dann mußte er die Kassette wieder unangerührt auf diesen Platz gestellt haben . . . ihm lag also nichts an diesem Gelde . . .

Aber warum?

Klang irgendwie eine Stimme in ihr. „Er ist der edelste Mensch von der Welt . . . es war die Stimme jenes Maschinisten gewesen, den sie auf Deck getroffen hatte.

Erschrocken wandte sich Violet um.

Aber der Raum war leer.

(Fortsetzung folgt)

Wiedersehen in Hammerfest

Skizze von Alfred Petto-Fraulautern

Sie wissen — erzählte er — daß ich voriges Jahr mit der „Monte Olivia" nach Spitzbergen fuhr. In Hammerfest hatte ich ein eigenartiges Erlebnis. — Es interessiert Sie doch? — Nun, Hammerfest liegt gewissermaßen an der Dachspitze des Hauses Europa. Grau-weiße Holzhäuser, zu ein paar Straßen zusammengestellt, lehnen an einem kahlen Berghang. Im Hafen standen die Leute wie zu irgend einer Feier versammelt und winkten, als unser Schiff anlegte. Ich sage Feier. Vielleicht kann es kein festlicheres Ereignis für die Hammerfester geben, als dies, daß die großen Dampfer und die Menschen aus den bunten, bevölkerten Städten kommen. An Bord befand sich eine ältere Lehrerin aus Thüringen. Wir photographierten dieselben Gegenstände, wählten dieselben Speisen und machten dieselben Landausflüge. In Hammerfest knipp sie mir aus. Ich ging über den Fischmarkt und wollte den Hang hinauf, um einen Rundblick zu bekommen. Da sah ich in einer Seitenstraße meine Lehrerin. Sie stand vor einem Hause und buchstabierte dessen Aufschrift, die sie mit einem Zettel in ihrer Hand verglich. Ich rief: „Hallo, Fräulein Seldegast, was treiben Sie denn da?"

„Ich besuche eine meiner früheren Schülerinnen", sagte sie stolz.

„Ihrer Schülerinnen? — Hier?" Ich las nun die Inschrift über der Ladentür. „Slagter" stand da. Zu Deutsch: Metzgerei. Und darunter der Name des Inhabers David Torgersen.

„Kommen Sie doch mit!" bat sie mich. Wir betraten den Metzgerladen. Es roch auch hier nach Tran. Ganz Hammerfest riecht nach Tran. Fräulein Seldegast war sehr erregt und sah schweigend die Tür an, die in die Stube führte. Nach einer Weile kam ein Mann heraus, groß, schlank, strohblondes, drahtiges Haar. Er redete uns in seiner Sprache an. Fräulein Seldegast fragte frischweg auf deutsch: „Ist Ihre Frau zu Hause?" Der Metzger hob die Schultern: er verstehe nicht. Da fiel ich ein. Ich dachte, das Wort hat überall Klang: „Madam!"

Nun lächelte er verständnisvoll, betrachtete uns eine Weile kritisch, sein Blick verfiel rasch, er ging in's Nebenzimmer. Es währte eine Weile. Mit einem Male knarrte die Tür, eine Frau, jung, hübsch und rundlich, trat heraus. Blieb stehen. Ihre Augen sperrten sich auf.

„Ohhh", kreischte sie, „Fräulein Lehrerin!"

Sie gab ihr die beiden Hände. Nein, sie flog ihr in die Arme, ein unbändiges, schütterndes Lachen kam aus ihrem Mund. Es scholl durch das ganze Haus. Sie streichelte die Arme, die Hände, den Rücken von Fräulein Seldegast. So was habe ich noch nie erlebt. Mir zog es heiß durch die Adern. Fräulein Seldegast war keines Wortes mächtig, ihre Augen hatten rote Ränder. Der Metzger stand hilflos in der Tür. Als seine Frau ihn herrief, trat er näher. Sie stellte ihn uns als ihren Mann vor: Herrn Torgersen, gebürtigen Hammerfester. Er gab uns allen die Pranke, ging jedoch gleich wieder hinter den Ladentisch. Seine Stirne war gerunzelt.

Frau Torgersen war rein närrisch. Sie drängte uns in die gute Stube. Da war so viel Heimatliches, Thüringisches. Frau Torgersen tischte auf. Der Mann blieb im Laden. Mitunter warf er einen Blick herüber. Der hatte etwas Hartes, Feindliches . . . Die Zeit verging mit Plaudern und Trinken. Frau Torgersen wurde immer stiller. Ihr Körper schien schlaffer, müder zu werden. Wie sie's denn hier aushalte? fragte Fräulein Seldegast. Die Frau flennte ein Stückchen in die Schürze hinein.

„Ich habe oft Heimweh", brach es aus ihr hervor, „grenzenloses Heimweh . . . nach der Mutter, den Brüdern . . . nach unserem Städtchen. Wenn ich einmal durch hohe Tannenwälder gehen könnte! Wir haben nichts hier . . . nur Wasser, Kälte, Fische. Und immer das gleiche. Oft ist es mir, als müßte ich sterben. Ich hab oft im Hafen gestanden, im Sommer, wenn die Touristendampfer kamen. In der ersten Zeit habe ich geglaubt, ich müßte mal einen sehen, den ich kenne . . ."

Ich schlich mich fort. Herrn Torgersen gab ich im Laden die Hand, er nahm sie und karzte heraus: „God dag!". Es klang rauh und knapp. Ich habe den Mann verstanden und verzieh ihm seine Kälte. Nun schlenderte ich zum Schiff zurück. Es gefiel mir nicht mehr in der Stadt. Ich stellte mich an die Reling. Das Wasser gluckste um die Pierpfloke, die Segelkutter schaukelten mit geneigten Masten gegeneinander. Ich vergesse das Bild von Hammerfest nicht: kleine kastenförmige Häuser, darüber die schroffen, splitternden Hänge. Kein Baum, kahl, still, verträumt. Und das grüne Meer.

Die Stunden vergingen. Die Dampfersirene heulte. Um acht Uhr sollten wir weiterfahren. Die Reisenden trotteten an Bord. Der Zeiger rückte auf acht. Die letzten Säumigen liefen. Der Matrose suchtelte mit den Armen. Wo blieb sie nur? Ich war von einer furchtbaren Unruhe befallen; ich wußte, das Schiff würde keine Minute warten. Ich suchte eben den Kapitän, als ich sie heranlaufen sah Frau Torgersen hinter ihr her. Mit fliegenden Röcken. „Los, los!" brüllte der Matrose außer sich. Fräulein Seldegast lief wie auf Schlittschuhen. Ihre Augen sahen stier auf das Schiff. Ihre Arme ruderten verzweifelt. Sie sah sich nicht mehr nach Frau Torgersen um, sie keuchte den Landungssteg hinauf. Oben fing ich sie auf. Sie war keines Wortes fähig, das Herz hämmerte ihr bis in die Zunge.

Es wurde mir später von Fahrgästen erzählt, Frau Torgersen habe am Kai gestanden und gerufen: „Holt mich mit!" In einem fort, mit kreischender, gellender Stimme. Ein Mann in weißer Metzgerschürze habe sie am Arm genommen und weggeführt. Als ich wieder an Bord kam, war Hammerfest im Dunst versunken. Wir fuhren durch den Sörösund nach Süden . . .

Zurück in die geschmückten Stuben von Europa.

Die Rechte

Skizze von Mathilde von Leinburg

„Habe nun das Vierteljahr als Volontär in der Gemüsegärtnerei hinter mir, brauche nur noch diesen sechstägigen Lehrgang über Obst- und Gemüsebau und Bodenbearbeitung durchzumachen, und dann, dann, Marianne . . .?"

Das Fräulein Doktor drückte gemächlich das Zigarettenende in die Aschenschale: „Ach, Benno — ich habe es mir doch anders überlegt."

„Anders überlegt?" Benno war bleich geworden.

„Ja, siehst Du — — wir wollen lieber wieder auseinandergehen. Ich hätte Dir das freilich früher sagen sollen, aber immer hoffte ich noch, Du — na, schau' nicht so wild! — Dir würde vielleicht doch noch was Gescheiteres einfallen, als dieser unselige Siedlungsgedanke. Sag' doch selbst: Zu was hätte ich da eigentlich studiert?"

„Auch ich habe studiert."

„Aber den Doktor nicht gemacht."

„Weil ich nicht, wie Du, einen Vater hatte, der mir die Druckkosten für die Doktorarbeit geben konnte. Deshalb hängte ich den Botaniker an den Nagel. deshalb will ich nun meine stärken Glieder regen und werken und schanzen. Und Du? Was hattest Du mir damals auf dem Wendelstein, als ich Dich selig im Arme hielt, gesagt? Die schönste Krönung Deines aussichtslosen Botanikstudiums sei, auf unserer eigenen Scholle die Natur zur herrlichsten Entfaltung, zu üppigstem Erträgnis zu bringen. Und bis ans Ende der Welt zögst Du mit mir — —"

„Das ist's ja eben — z ö g s t Du hinaus in die Welt! Aber hier auf diesem ausgemergelten alten Boden Europas und gar in diese trostlose deutsche Einöde, wohin Du mich vergraben willst —"

„Das sind nicht D e i n e Worte. Aus Dir spricht Karl Harradauer, der nach Südamerika auswandern will."

„Recht hat er. Auf solchem ausgeruhten Erdteil von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, nur dort läßt sich noch was machen. Dort kann man reich werden."

„Oder auch das verlieren, was man hat. Haben wir nicht alle drei mit Schaudern das Ende der deutschen Kolonie ‚Nueva Germania' in Paraguay gelesen?"